

Petrivision „Raum: geweiht“**7. Oktober 2023**

Schon, als du darauf zugehst, spürst du die Anspannung. Da bäumt sich vor dir eine Architektur, die dein Maßempfinden übersteigt. Die gläsernen Flügel eines Portals öffnen sich wie von Geisterhand. Ergriffen überschreitest du die Schwelle, wirst von gedämpftem Licht, sanfter Wärme und einem Wohlgeruch empfangen. Hoch über dir wölbt sich ein künstlicher Himmel. Wie in Trance schreitest du voran, passierst Arrangements exotischer Sträucher und Blüten, und es zieht dich gen Osten. Licht strömt dir entgegen, so dass du nur die Konturen eines Tisches ahnst, der deinen Weg begrenzt. Zwanzig Schritte noch, dann geht es nicht weiter. Doch dein Blick darf in die Ferne schweifen. Irgendwo dort muss das Ziel aller Sehnsucht sein. Zart getönt ist das Glas eines riesigen Rundbogenfensters. Und es lockt dich ein endloses Panorama in allen Facetten von leuchtendem Blau.

Nein, dieser so beschriebene Ort ist kein Tempel einer der großen Religionen, keiner, der sich einer langen Tradition von welterklärenden Geschichten verdankt und zum steinernen Zeichen des Unaussprechlichen wurde. Es ist schlicht die Empfangshalle eines Ferienhotels, auf den Felsen von Fuerteventura erbaut. Sogar ein Dachreiter krönt das Gebäude, wenn auch ohne eine Glocke, die die Erholungssuchenden zur Vesper sammeln würde. Und tatsächlich trennt eine Art Altartisch den Besucher kurz vor dem spektakulären Rundblick auf ein stets bewegtes Meer und einen meist wolkenlosen Himmel. Und nur eingeweihtes Personal darf den begrenzten Raum hinter dem Tisch betreten, zum Beispiel um dem neu angereisten Gast einen Begrüßungscocktail zu servieren.

Ein Sakrileg? Ich weiß es nicht. Menschen haben zu allen Zeiten den Zielen ihrer Sehnsucht Tempel gebaut. Was könnte für den ständig überforderten, stets

nach hehren Zielen strebenden und doch unerfüllt bleibenden Menschen westlich-kapitalistischer Prägung denn heiliger sein als der Urlaub? Banken haben bekanntlich schon früher den Sakralbaustil für sich entdeckt. Damit wir auch sehen, was wirklich zählt. Und eine vielgestaltige Kultur- und Unterhaltungsindustrie parodiert die religiöse Vorzeit gekonnt mit ihren Tempelbauten und säkularen Liturgien. Allein der Kult der Information bedarf der irdisch-räumlichen Repräsentationen nicht. Vermittelt nur durch ein glänzendes Taschenamulett sind seine Adorant*innen direkt mit der Datenwolke des Himmlischen verbunden. Es scheint, als habe die von Martin Luther einst propagierte Unmittelbarkeit zwischen dem Individuum und Gott in der digitalen Welt endlich ihr Ziel erreicht.

Touristische Gäste, die St. Petri zum ersten Mal betreten, reagieren selten mit Ehrfurcht oder Staunen. Eher enttäuscht oder ratlos. „Wird wohl grade umgebaut.“ – „Lass mal auf den Turm fahren, hier unten gibt’s nichts zu kucken.“ Manchmal ergibt sich ein Gespräch. „Arbeiten Sie hier?“ – „Ja.“ – „Ist das noch eine richtige Kirche?“ – „Ja.“ – „Aber da sind ja keine Bänke.“ – „Richtig“. – „Finden denn am Sonntag regelmäßig Gottesdienste statt?“ – „Nein.“ – „Komm, Hase, das ist *doch* keine Kirche.“

Es wäre ein Fehlschluss zu glauben, eigentlich hätten diese Gäste einen Ort der Andacht gesucht. Nein, es wurde ihnen schlicht die Kategorie zum Einsortieren und zur inneren Abgrenzung verweigert, die Absicherung, dass sie diesen Ort als einen besuchen, der anderen heilig ist, sie aber jenseits eines distanziert-voyeuristischen Interesses nichts angeht. Andere ignorieren die diskreten Zeichen verbliebener Sakralität bewusst. Manche Musiker nutzen den achteckigen Tisch unter dem Kreuz gern als Ablage für Instrumentenkoffer. Gelegentlich reißen Besucher auch am Altar ihre mitgebrachten Fast-Food-Tüten auf und kleckern mit Burgersauce. Eine Welt, die nur noch sich selbst

bedeutet, die einfach nur der Nutzung zur Verfügung steht, wird wohl von vielen mit Erleichterung erlebt.

Sie sind noch da, diese Häuser der alle Vernunft überschreitenden Größe, sie krönen die Silhouetten unserer Städte. Doch die Zeiten, da das, was in ihnen geschah, das öffentliche Leben mitgestaltete und prägte, scheint inzwischen vorbei. Selten noch berühren sich der Kult im Innern und das Leben draußen in spürbarer Weise. Kaum noch wird gewagt, die religiöse Sprache so neu zu buchstabieren, dass sie jenseits des Portals wieder Gehör findet.

Man macht es sich bequem im *Anderland* der mittelalterlichen Rituale, zelebriert Klänge aus Zeiten, als glaubensmäßig vermeintlich noch alles in Ordnung war und zieht Textilien wieder den Texten vor. Trägt wieder Kollar fürs Andachtsfoto in der Zeitung, die inzwischen auch keiner mehr liest, und ringt sich dazu ein paar Zeilen ab, die sich am Ende auf Gott reimen müssen.

Und zum Schluss vielleicht noch einen *Segen to go* für den Social-Media-Account? Ach, ist es so schwer zu begreifen, dass das Heilige sich nicht im digitalen Null und Eins, Ein oder Aus, sondern nur im *Dazwischen* ereignen kann? Zwischen mir und dem Raum, zwischen dem Klang und der Stille, zwischen einem Menschen und dem anderen, zwischen Allem und dem Nichts? Dass das Göttliche, falls irgendwie vorhanden, dem Nichts nähersteht als der Überfülle an Bildern, Vorstellungen und Dingen?

Warum sind Kathedralen nur so groß? Damit das Geheimnis des Lebens, das unfassbar klein ist, sich unentdeckt darin verstecken kann.